

„Sie öffnet die Fenster zur Gegenwart“

Kunsthistoriker und Autor Florian Illies über die Bedeutung der Kunsthalle Bremen

Florian Illies (52)

wurde im mittelhessischen Schlitz geboren und ist Autor, Journalist, Kunsthändler, Kunsthistoriker und Kurator. Er gibt die Wochenzeitung „Die Zeit“ heraus und hat Bestseller wie „Generation Golf“ oder „1913“ geschrieben.

Herr Illies, Sie haben den Festvortrag bei der Veranstaltung zu „200 Jahre Bremer Kunstverein“ im Rathaus gehalten. Wie kam es dazu?

Florian Illies: Ich durfte im vergangenen Jahr in der Kunsthalle sprechen, da hat mich Christoph Grunenberg gefragt, ob ich Lust hätte, den Festvortrag zu übernehmen. Und ich habe sehr spontan ja gesagt.

Warum?

Ich begleite diese Kunsthalle tatsächlich innerlich seit Jahrzehnten, weil ich mich mit der Kunst des 19. Jahrhunderts beschäftige. Da ist das Haus in Bremen eines der reichsten in Deutschland, vor allem mit den Direktoren, die sich für französische Kunst eingesetzt haben, Gustav Pauli und Günter Busch. Mich verbindet auch persönlich eine Geschichte mit der Kunsthalle.

Welche ist das?

Sie hat mir die Tür zum 19. Jahrhundert geöffnet, als ihre Sammlung vor 30 Jahren durch Deutschland tourte. Ich habe als Student in Bonn die Wand mit den Ölstudien gesehen, das hat mich vollkommen umgehauen, dass das 19. Jahrhundert auch so sein kann: flüchtig, impulsiv, schnell, leicht. Ich habe begonnen, Ölstudien zu sammeln. Die Aufgabe des Kunstvereins, Schönheit zu verbreiten, hat bei mir gewirkt. Und sie hat geschmacksbildend gewirkt, weil die Kunsthalle das erste Museum war, das die Bedeutung dieser Ölstudien erkannt hat. Vielleicht sieht man das aus Bremer Perspektive nicht unbedingt so.

Weil die Bremer immer etwas neidisch in Richtung der großen Hamburger Kunsthalle schielen, vielleicht. Doch allerspätstens mit der sehr gelungenen „Remix“-Ausstellung sollte damit Schluss sein, oder?

Unbedingt. Die „Remix“-Ausstellung gehört für mich mit zum Besten, was ein Museum zeigen kann. Die Gegenwartskunst ist spürbar, auch störend anwesend. Dadurch erstarrt das Museum mit seiner Sammlung nicht in Nostalgie. Das hat die Kunsthalle immer ausgezeichnet. Sie macht die Fenster zur Gegenwart auf und lässt Sauerstoff hinein, und das tut auch den Alten Meistern gut.

Sie wirken geradezu begeistert.

Ja, das bin ich auch, und das ist eigentlich selten der Fall. Dieser Umgang mit Tradition hat übrigens auch etwas mit Bremen zu tun.

Inwiefern?

Das liegt an der Bremer Kaufmannmentalität, aber auch an einer Stadt, die am Hafen liegt und an der Selbstverständlichkeit, mit der man hier international und weltoffen ist. Das gibt es bei den beiden anderen großen Bürgermuseen in Frankfurt und Leipzig in dem Maß nicht.

Sie haben gerade ein Buch über Caspar David Friedrich geschrieben. Wie bewerten Sie die drei Arbeiten, die der Kunstverein von ihm besitzt?

Auch diese kleineren Bilder beinhalten seine



Mehr als 300 Gäste kamen zum Festakt „200 Jahre Kunsthalle“, darunter auch der Laudator Florian Illies (Zweiter v. r.).

FOTO: CHRISTINA KUHAUPT

gesamte Essenz, vor allem das Ölgemälde „Das Friedhofstor“ mit seiner Verschachtelung. Friedrich führt mit diesem zugestellten Blick quasi in eine Aussichtslosigkeit des 19. Jahrhunderts, aber dadurch schaut man nach oben, das halte ich für seine geheime Botschaft. Der versperrte Blick auf Erden öffnet den Menschen den Blick in den Himmel.

Die aktuelle Sonderschau „Geburtstagsgäste“ ist um den Direktor Gustav Pauli herumgestrickt. Wäre diese spannungsreiche und flirrende Zeit nicht ein gutes Thema für eins Ihrer Bücher, in denen Sie Geschichte sehr filmisch und facettenreich erzählen? Wissen Sie was? Beim Recherchieren für meinen Vortrag habe ich das tatsächlich auch gedacht! Nicht nur Pauli ist eine sehr interessante Figur, auch seine Frau; dann diese ganz großen Kämpfe, die hier in Bremen ausgefochten wurden um die Moderne. Und dann steht in dem Haus, in dem um deutsche und französische Kunst gerungen wird, ab 1914 ein Kriegslazarett für die Verwundeten von den französischen Schlachtfeldern. Stärker können sich Geschichte und Ästhetik und der Kampf darum nicht ineinanderschrauben. Also: Hier wäre noch sehr viel zu erzählen.

Das Gespräch führte Iris Hetscher.

Von Geschichte und Zukunft

Im Rathaus wurden „200 Jahre Bremer Kunstverein“ gefeiert

Bremen. Der 14. November 1823 dürfte sich den mehr als 300 Gästen, die am Donnerstagabend das Jubiläum des Bremer Kunstvereins in der Oberen Rathauhalle feierten, eingepägt haben. Alle vier Redner hoben dieses Datum hervor: Bürgermeister Andreas Bovenschulte (SPD), Kunstvereins-Vorsitzerin Nicole Lamotte, Festredner Florian Illies und Kunsthallen-Direktor Christoph Grunenberg.

Der Bürgermeister lobte die Entwicklung eines Vereins, der an ebenjenem Novembertag vor 200 Jahren mit 34 Männern startete und heute mehr als 10.000 Mitglieder hat – ungefähr zwei Prozent der Bremer Bevölkerung, wie Christoph Grunenberg später vorrechnete. Immer breitere Kreise spreche das Programm an, „Bremen wäre ärmer“ ohne den Verein, die 1841 erbaute Kunsthalle und deren „ungebrochene Attraktivität“, auch bei der jungen Generation. Von daher stehe er dazu, den Kunstverein auch weiterhin mit öffentlichen Mitteln zu unterstützen, erklärte Bovenschulte.

Das hörte Vorsitzerin Nicole Lamotte gerne, die darauf verwies, dass die Basis für

den Betrieb der Kunsthalle aus ebendiesen Mitteln und Mitgliedsbeiträgen bestreiten werde. 60 Prozent des Budgets für Ausstellungen und die Museumspädagogik stammten dagegen aus Sponsorengeldern. Auch die waren immer schon ein starker Pfeiler für die Arbeit des Vereins. Nachdem Festredner Florian Illies über „Die Welt in Bremen, Bremen in der Welt. 200 Jahre Kunst für die Moderne“ referiert hatte (siehe Interview), war es an Christoph Grunenberg, einen Blick in die Zukunft zu wagen.

Der Kunstverein und die Kunsthalle in 200 Jahren? Darüber hatte er sich im Mai in einem WESER-KURIER-Interview Gedanken gemacht. Ein Ort zum Lernen, für Begegnungen, als Plattform für Präsentationen könne er sich vorstellen. Aber auch für eine „neue Form von Öffentlichkeit“, noch stärker integriert und angebunden an die Stadt als sowieso schon. Was die Wirkung von Kunstwerken angehe, seien es nun die, die an Wänden hängen oder die, die sich anders im Raum verhalten, ist Grunenberg optimistisch. Deren Aura werde auch 2223 noch faszinieren, so der Direktor der Kunsthalle. SHE

Was verheimlicht Doktor Vogt?

VON ALEXANDRA KNIEF

Als der Gerichtsmediziner Daniel Vogt (Jürgen Hartmann) sieht, wen seine Kollegen Sebastian Bootz (Felix Klare) und Thorsten Lannert (Richy Müller) tot aus dem Wasser gefischt haben, stockt ihm kurz der Atem. Er kennt den Toten, lässt es sich aber erst einmal nicht anmerken. Warum er nicht gleich etwas sagt, wird den Zuschauern des neuen „Tatorts“ aus Stuttgart mit dem Titel „Vergebung“ (Sonntag, 20.15, ARD), erst nach und nach offenbar.



Immer wieder schleichen sich Erinnerungen in den Kopf von Vogt. Erinnerungen an einen Sommer, als er jung war und Bonnie Tyler über seinen Walkman hörte. Einen Tag am See, den er zusammen mit dem Jungen verbrachte, der nun als Mann tot auf seinem Seziertisch liegt.

Obwohl Vogt ihnen nichts sagt, finden auch Bootz und Lannert bald heraus, dass es sich bei dem Toten um Matthias Döbele handelt. Die Untersuchungen ergeben zudem, dass Döbele Krebs hatte und auch nicht mehr lange zu leben gehabt hätte, wäre er nicht ertrunken. War es also Selbstmord? Wollte Döbele seinem Leiden ein Ende machen? Oder hat seine Frau Sandra (Ulrike C. Tscharre) etwas mit dem Tod ihres Mannes zu tun? Wirklich traurig wirkt sie nicht, als die Kommissare ihr die Leiche zeigen. Zudem hat die Altenpflegerin ihrem Mann ein verschreibungspflichtiges Schmerzmittel gespritzt. Dieses Mal vielleicht absichtlich ein bisschen zu viel?

Viele offene Fragen

Doch außer der Frage, warum Döbele ertrunken ist, gibt es weitere zu klären: Warum macht Vogt so ein Geheimnis aus seiner Verbindung zum Toten? In welcher Beziehung steht er zu dessen Frau Sandra? Deckt er sie vielleicht sogar? Und was genau ist damals im Sommer am See passiert, das alle Beteiligten bis heute zu verfolgen scheint?

Katharina Adler (Buch) und Rudi Gaul (Buch und Regie) haben ein spannendes Drehbuch zu einem Fall entwickelt, der gut und gerne so oder so ähnlich wirklich passiert sein könnte. Nach den vielen „Tatorten“ der vergangenen Wochen, in denen auch gerne mal experimentiert wurde, ist dieser bodenständige Krimi-Beziehungsdrama-Plot eine willkommene Abwechslung.

DOCUMENTA

Findungskommission tritt komplett zurück

Kassel. Nach einer Diskussion um Antisemitismus-Vorwürfe sind nun alle sechs Mitglieder der Findungskommission für die künstlerische Leitung der Weltkunstausstellung Documenta in Kassel zurückgetreten. Die vier verbleibenden Mitglieder erklärten am Donnerstag ihren Rücktritt. Die Findungskommission sollte bis Anfang 2024 einen Kurator, eine Kuratorin oder ein Kollektiv für die 16. Documenta 2027 vorschlagen. Nun soll der Findungsprozess vollständig neu aufgesetzt werden. Zunächst war der indische Schriftsteller und Kurator Ranjit Hoskote zurückgetreten, der Boykottaufrufe gegen Israel unterstützt hatte. Auch die israelische Künstlerin Bracha Lichtenberg Esterwegen und bei der Einweihung des Deserteursdenkmals in Hamburg zu sehen. 30.000 Deserteure wurden in Deutschland von den Nazis zum Tode verurteilt, 20.000 Urteile vollstreckt. Nur 4000 Verurteilte überlebten, daran erinnert Ortlieb. Hingegen wurde in den USA nur ein Deserteur hingerichtet, in Großbritannien kein einziger.

THOMAS-MANN-PREIS

Autor Navid Kermani wird für sein Werk geehrt

Lübeck. Der Thomas-Mann-Preis der Hansestadt Lübeck und der Bayerischen Akademie der Schönen Künste des Jahres 2024 geht an den Schriftsteller Navid Kermani. Das gab die Hansestadt Lübeck am Freitag bekannt. Der 1967 geborene Kermani erhalte die Auszeichnung für die analytische Brillanz und mitfühlende Anteilnahme seines erzählerischen und essayistischen Werks, die in der Gegenwartsliteratur ihresgleichen suchten, so die Jury. Der mit 25.000 Euro dotierte Preis wird am 27. September 2024 überreicht. DPA

„Bei diesem Krieg mache ich nicht mit“

Annette Ortlieb hat einen Film über den Deserteur Ludwig Baumann und seinen Kampf um Rehabilitation gedreht

VON SEBASTIAN LOSKANT

Bremen. Die originellste Szene in dem Dokumentarfilm „Die Liebe zum Leben“, der am Sonntag in der Gondel seine Premiere erleben wird, ist jener Moment, in dem Ludwig Baumann erklärt, dass er seinen Mittagschlaf brauche. Der 90-jährige Mann spricht's und bettet sich einfach auf die nächste Parkbank. „Typisch für ehemalige Soldaten, die gewohnt waren, überall zu schlafen“, bemerkt Regisseurin Annette Ortlieb. Ihr einstündiger Film erzählt von diesem Mann, den Hitlers Krieg nie losließ. Er sagt selbst: „Was ich als Soldat erlebt habe, hat mich traumatisiert.“

Ludwig Baumann, 1921 in Hamburg geboren, früh mutterlos und als Legastheniker für dumm gehalten, war im Zweiten Weltkrieg als Marinesoldat in einer Hafenkompagnie in Bordeaux stationiert. Dort erhielt er ungefilterte Informationen über die Lage an der Ostfront und beschloss: „Bei diesem Krieg mache ich nicht mit.“ Er desertierte, wurde gefasst, gefoltert und zum Tode verurteilt. Zehn Monate saß er gefesselt in der Todeszelle, unwissend, dass die Strafe bereits in eine Zuchthausstrafe umgewandelt worden war. Er überlebte das KZ Esterwegen und das Wehrmachtgefängnis Torgau, zog nach dem Krieg nach Bremen, wo er als Ver-

treter für Gardinen seine Frau kennenlernte. Über sie, über 20 Jahre Ehe, äußert er sich im Film nur knapp, wohl aus Scham, wie Ortlieb vermutet. Denn da war Baumann bereits alkoholabhängig, verkrank in drei Jahren das väterliche Erbe. „Er litt darunter, dass er als Drückeberger abgestempelt war und als vorbestrafter Deserteur keine gute Arbeit fand.“

Erst als seine Frau bei der Geburt des sechsten Kindes starb, gelang es ihm, vom Alkohol loszukommen. Fortan kämpfte Baumann – „Man kann ohne Würde nicht leben“

„Was ich als Soldat erlebt habe, hat mich traumatisiert.“

Ludwig Baumann

– um seine Rehabilitation, gründete 1990 mit Historikern und 40 anderen Wehrmachtsdeserteuren die Bundesvereinigung Opfer der NS-Militärjustiz. 2002 erlebte er endlich, dass die Unrechtsurteile aufgehoben wurden.

„Er war ein toller alter Mann, ein großartiger Kämpfer“, sagt die damalige Bundesjus-

tizministerin Herta Däubler-Gmelin im Film. Doch auch von ihr fühlte sich Baumann zeitweilig im Stich gelassen. „Es gab bei der Recherche immer wieder irritierende Momente“, stellt Annette Ortlieb fest.

„Es war eine Herausforderung, die Bocksprünge der Politik interessant und nachvollziehbar zu erzählen. Ortlieb blendet mehrfach alte Zeitungsartikel ein, lässt den Historiker Detlef Garbe zu Wort kommen, führt ihre Erzählung durch einige persönliche Worte immer wieder auf die menschliche Ebene zurück.

Kennengelernt hat sie Baumann in den 90er-Jahren über die gemeinsame Freundin und Friedensaktivistin Ursula Prahm, die sich in der Dokumentation ebenfalls äußert. „Er sagte damals beim Anblick einer Wiese zu mir: ‚Annette, wie viel Kraft muss ein Grashalm haben, damit er sich immer wieder aufrichtet.‘ Diese Liebe zur Natur und zum Leben hat mir enorm imponiert.“

Bis zum Film war es indes noch ein weiter Weg. „Solange er kämpfte, war er sehr angespannt. Und mit einem Menschen unter Anspannung kann man keine Dokumentation drehen“, sagt Ortlieb. Erst 2012 fand ein ers-

tes lange Gespräch vor der Kamera statt. „Er mochte mich und meine Kamerafrau, aber er zog immer wieder Grenzen. Ich durfte ihn zum Beispiel auf den Zugfahrten zu Veranstaltungen nie begleiten.“ Im Film sind immerhin die Auftritte vor einer Schulklasse in Achim, in der Gedenkstätte Esterwegen und bei der Einweihung des Deserteursdenkmals in Hamburg zu sehen.

30.000 Deserteure wurden in Deutschland von den Nazis zum Tode verurteilt, 20.000 Urteile vollstreckt. Nur 4000 Verurteilte überlebten, daran erinnert Ortlieb. Hingegen wurde in den USA nur ein Deserteur hingerichtet, in Großbritannien kein einziger.

Worin besteht das Vermächtnis Ludwig Baumanns, der 2018 im Alter von 96 Jahren in Bremen gestorben ist? Annette Ortlieb zitiert den Theologen Friedhelm Schneider: „Soldaten werden immer dazu missbraucht, andere Länder und sich selbst zu zerstören. Ein Mensch muss die Freiheit haben, sich dagegen zu entscheiden.“

Für die Premiere am 19. November, 12 Uhr, in der Gondel gibt es Restkarten. Am 2. Februar um 17.30 Uhr wird der Film in City 46 gezeigt.



Ludwig Baumann
FOTO: ANNETTE ORTLIEB